

Homeoffice vor 150 Jahren

Bis zu Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert lag der Arbeitsort der meisten Zugerinnen und Zuger räumlich nicht allzu weit vom Wohnort entfernt; er war aber trotzdem ziemlich klar von den eigenen vier Wänden getrennt. Die seit dem 17. Jahrhundert nachweisbare Heimindustrie zur Verarbeitung von Textilien war hier die Ausnahme von der Regel. Arbeiten zuhause wurde möglich, was gerade auch für Frauen wichtig war.

Der Baarer Ratsherr Martin Schmid (1626–1712) schrieb in seinen privaten Aufzeichnungen zu seiner Wahl in den Gemeinderat im Jahr 1680, dass er das mit vielen Sitzungen und Repräsentativaufgaben verbundene Amt eher bei seinem Bruder gesehen hätte. Ihm «were es lieber gsin, sie hetten mich lassen ein Pur bliben». Ein ehrliches und sehr frühes Statement zur eigenen Arbeitsplatzsituation.

Schmid war wie der Grossteil der Zugerinnen und Zuger in der Land- und Gartenwirtschaft beschäftigt und erledigte seine Arbeit vorwiegend draussen unter freiem Himmel. Gearbeitet wurde der Jahres- und Tageszeit entsprechend auf den Weiden, Äckern und Feldern, im Wald, in den Rebbergen, auf dem See, im Obstbaumgarten, im Hausgarten oder im Transportgewerbe auf den mehr schlecht als recht ausgebauten Feld- und Saumwegen. Für die jungen im Sold von ausländischen Machthabern stehenden jungen Zuger kamen die Schlachtfelder Europas als saisonale, einkommensmässig durchaus attraktive «Arbeitsplätze» dazu (allerdings verbunden mit einem beträchtlichen «Berufsunfallrisiko»). In den eigenen vier Wänden oder in einer dem Wohnhaus angegliederten Werkstatt

arbeitete nur eine Minderheit: Die Vertreter des ländlichen Bedarfsgewerbes – also die Müller, Schmiede, Sattler, Wagner oder die Gastwirte. Bereits zu Ratsherr Schmid's Lebenszeiten war im Kanton Zug aber eine neue Form der Arbeitsorganisation verbreitet: die Verlagsindustrie für die Verarbeitung von Textilien.

Innovative Arbeitsteilung

Unternehmer aus der Textilindustrie, meist aus dem benachbarten reformierten Stand Zürich, beschafften die Rohstoffe und verteilten diese direkt oder durch bezahlte Vermittler, «Trager» und «Fergger» genannt, an Heimarbeiterinnen und Heimarbeiter. Diese verarbeiteten die Rohstoffe und über die Fergger und deren Angestellte gingen die Produkte zurück an die Verleger. Diese Organisationsform brachte beiden Seiten Vorteile: Die Unternehmer waren kaum auf eigene Infrastruktur angewiesen und blieben in der Produktionssteuerung flexibel; die Kleinstunternehmer konnten ihre Arbeit in Heimarbeit selbstständig organisieren, was gerade auch für die Frauen hilfreich war, die sich neben der Garten- und Feldarbeit auch noch um die Familie kümmern mussten. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden Wolle, Baumwolle oder Seide von Hand gespon-

nen. Zentren dieser Heimindustrie waren direkt an den Stand Zürich angrenzende Gemeinden: Steinhausen, Baar, Menzingen und Ägeri. Mit der ersten Mechanisierungswelle im frühen 19. Jahrhundert verschwanden diese älteren Heimindustrieformen. An ihre Stelle trat ab 1830 vor allem in den Zuger Berggemeinden die Seidenweberei, wiederum eingeführt von Zürcher Verlegern. Die Volkszählung von 1850 erfasste im Kanton Zug 997 Seidenweberinnen und 76 Seidenweber (bei einer Gesamtbevölkerung von 8729 Frauen und 8737 Männern, wobei nur etwa 50% Angaben zur Berufstätigkeit machten). Der überwiegende Teil der Seidenweberinnen war jung, zwischen 10 (!) und etwa 40 Jahren alt. 1880 war der Höhepunkt erreicht: Im Kanton Zug arbeiteten rund 2000 Personen (über 90% Frauen) in der textilverarbeitenden Heimindustrie. Dies entsprach über einem Achtel der Berufstätigen.

Das Beispiel Neuheim

Von besonders grosser Bedeutung war die Heimindustrie in Neuheim, der jüngsten und einwohnermässig kleinsten Zuger Gemeinde (1848 hatte man sich innerhalb von wenigen Wochen fast handstreichartig von Menzingen gelöst). Mit dem Erstarken der

Seidenweberei stieg die Einwohnerzahl 1850 auf 764 Personen an, eine Marke, die man nach dem Ende der Heimindustrie und dem zwischenzeitlichen Bevölkerungsrückgang erst 1950 wieder erreichen sollte. Mindestens jede sechste Neuheimerin arbeitete als Seidenweberin. Im Siedlungsbild des Dorfes führte die Heimindustrie zu einer Verdichtung, indem die Räume zwischen den wenigen älteren Gebäuden nach und nach durch neue Wohnbauten ohne rein bäuerliche Bewohnerinnen und Bewohner ersetzt wurden.

Für die wachsende Kinderschar wurde westlich der Kirche von 1838 bis 1840 ein Schulhaus mit zwei Schulzimmern und einer Wohnung für einen Geistlichen gebaut. Das Schulhaus war bis 1974 in Betrieb und wird seither als Rat- und Gemeindehaus genutzt. Und hier, an zentralster Lage im Dorf, rich-

teten die Seidenfabrikanten Johann Stapfer Söhne aus Horgen anfangs der 1850er Jahre eine Ferggerei, ein Zwischenlager ein. Für 300 Franken jährlichen Mietzins beanspruchten die Zürcher Seidenherren die Kellerräume, aber auch die Wohnstube, die Küche, Nebenzimmer und das Archivzimmer im 2. und 3. Obergeschoss des Schulhauses.

Die Ferggerei am Dorfplatz

Der Leiter der Ferggerei war Rudolf Stünzi (1820–1880) aus Horgen, der mit 18 Jahren in die Firma Stapfer Söhne eintrat und ihr bis zu seinem Tod treu bleiben sollte. Stünzi beschäftigte als eigenständiger Subunternehmer bis zu 600 Weberinnen von Baar bis zum Walchwilberg. Er organisierte die Feinverteilung der Arbeiten, kontrollierte die abgelieferte Ware und war für die

qualitätsabhängige Lohnauszahlung zuständig. Unter Stünzis Ägide entwickelte sich am Standort Neuheim die bedeutendste Ferggerei des Unternehmens Stapfer, die bis 1886 in Betrieb war.

Der wirtschaftliche Wandel im Zuger Berggebiet hatte auch eine konfessionelle Komponente: Katholiken und Reformierte hatten sich 1847 im Sonderbundskrieg noch gegenseitig die Köpfe eingeschlagen, in der Heimindustrie musste und wollte man zusammenarbeiten. Stünzi und seine engsten Mitarbeiter, allesamt reformiert, besuchten den Gottesdienst im eineinhalb Stunden Fussmarsch entfernt gelegenen Hirzel. Daneben gab es für die ansässigen reformierten Frauen und Kinder die Gelegenheit, sich in der Neuheimer Ferggstube Bibeltexte und Predigten vorlesen zu lassen und freie Gebete zu sprechen, was seit 1848 gemäss Bundesverfassung schweizweit für die christlichen Konfessionen möglich war. Stünzis Hausgottesdienste sind vielleicht die frühesten Spuren protestantischer Gottesdienste im Kanton Zug überhaupt.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verlor die Seidenweberei auch im Zuger Bergland rasch an Bedeutung. Die webenden Hände wurden durch Maschinen ersetzt. Mit der Verlagerung der Arbeitsplätze von der Heimarbeit in die Fabrikindustrie und in den immer wichtiger werdenden Dienstleistungssektor war für die Zuger Bevölkerungsmehrheit die Trennung von Wohnort und Arbeitsort eine Tatsache geworden. Bis zum Coronajahr 2020.

Philippe Bart



Das ehemalige Dorfschulhaus von Neuheim, heute als Rat- und Gemeindehaus genutzt. Aufnahme vom Dorfplatz her, der bis 1974 zugleich der Pausenplatz war. Foto von 1970. (Amt für Denkmalpflege und Archäologie Zug, Fotograf: Erwin Höfliger)